

(Nachdruck verboten.)

89]

Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

„Babel widersprach ihr nicht. Er fühlte wohl, auf einen Widerspruch war es hier nicht abgesehen, wie so oft bei alten Leuten, wenn sie Anspielungen machen auf ihren nahenden Tod; es war ernst gemeint, und also wurde es aufgenommen.“

Spät am Nachmittage langte er im Dorfe an. Sein erster Gang war nach dem Schloß, wo er den Auftrag der Frau Baronin bestellte. Die Dienerschaft lief zusammen, als es hieß, er sei da; alle sahen ihn voll Neugier an, und er machte sich rasch davon, besorgend, daß Fragen über Milada an ihn gestellt werden könnten. Auf der Straße begegnete er der selben Aufmerksamkeit, die er im Schlosse erregt hatte. Einer oder der andere blieb stehen in der Absicht, ihn anzureden, aber Babel eilte mit kurzem Gruße vorbei.

Vor dem Hause Winskas, auf einer Bank, saß Virgil, der sich seit dem Ableben Peters bei seiner Tochter einquartiert hatte. Er winkte Babel heran: „Bist endlich da?“ rief er ihm zu. „Dein Hund war verhungert, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte.“

„Hab mich ohnehin darauf verlassen,“ erwiderte Babel und schritt weiter; Virgil jedoch schrie aus allen Kräften: „Lauf nicht, bleib! Die Winka hat Dir was zu sagen,“ und da trat sie auch schon aus der Tür, ging auf Babel zu und sprach in der demütigen Weise, in der sie sich ihm gegenüber jetzt immer verhielt:

„Wir haben von Deinem Unglück gehört . . . es tut uns leid . . .“

„Laß, laß das!“ fiel er ihr ins Wort.

„Sag ihm doch das andere,“ ermahnte Virgil voll Ungeduld.

Winka verärbte sich. „Lieber Babel,“ begann sie, „lieber Babel, Deine Mutter ist angekommen.“

Er zuckte zusammen: Wo ist sie? . . . Ist sie in meinem Hause?“

„Nein, sie hat in Dein Haus nicht treten wollen, bevor Du da bist. — Sie hat auch nicht zu mir kommen wollen,“ setzte sie hinzu.

„Hast Du sie eingeladen?“

„Ja, ich hab sie eingeladen, zu mir zu kommen und bei mir auf Dich zu warten. Sie hat nicht gewollt: sie wohnte beim Wirt. Aber von Dir erzählt habe ich ihr den ganzen Tag, und sie hat sich gar nicht satt hören können. Dann ist sie hinaufgegangen zu Deinem Haus. Sie wird jetzt dort sein.“

Babel war zu Mut, als ob ein großes Stück Eis auf seine Brust gefallen wäre. „Gut,“ murmelte er, „gut, so geh ich,“ aber er rührte sich nicht. Sein umsetzt irrender Blick begegnete dem Winkas, der angstvoll gespannt auf seinem finsternen Gesichte ruhte, und plötzlich sprach er: „Ich dank Dir, daß Du sie eingeladen hast.“

„Nichts zu danken,“ verlegte Winka.

Die Herzen beider pochten hörbar, deutlich las jeder in der Seele des andern. Sie fand in der seinen nicht mehr die alte Liebe, aber auch nicht mehr den alten Groll; die ihre war in allen Tiefen erfüllt von schwerer, von nutzloser Reue, hervorgegangen aus dem Bewußtsein: Was ich an Dir gefrevelt habe, vermag ich nie wieder gut zu machen.

Ohne noch ein Wort zu wechseln, schieden sie.

Babel ging langsam die Dorfstraße hinauf. — Die Sonne verankert hinter den waldbekränzten Hügeln, scharf und schwarz ragten die Wipfel des Nadelholzes in die purpurfarbige Luft. Auf das Gerübenhaus hatten klare Schatten sich gebreitet, sie glitten über sein ärmliches Dach, trübten den Glanz seiner kleinen Fensterscheiben und umflossen eine hohe Gestalt, die vor dem Gärtchen stand, vertieft in den Anblick des untergehenden Tagesgestirns.

Die Mutter, sagte sich Babel — die Mutter.

Da war sie, ungebeugt von der Last der letzten zehn Jahre, ungebrochen durch die Schmach ihrer langen Kerkerhaft, Babel setzte seinen Weg fort — nicht mehr allein!

Das unterdrückte Geräusch von flüsternden Stimmen, von Schritten, die ihm nachschlichen, schlug unjählich widerwärtig an sein Ohr. Eine Schar von Neugierigen gab ihm das Geleite und wollte Zeuge sein der ersten Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Er sah sich nicht um, er ging vorwärts, äußerlich ruhig, seinem Verhängnis entgegen. —

Die Mutter hatte sich gewendet, erblickte ihn, und Borne, Stolz, erfüllte Sehnsucht leuchteten in ihren Augen auf; aber sie blieb stehen, wo sie stand, mit herabhängenden Armen, sie sprach ihn nicht an.

„Grüß Euch Gott, Mutter,“ sagte er rasch und gepreßt: „warum bleibt Ihr vor der Tür, tretet ein.“

„Ich weiß nicht, ob ich soll,“ antwortete sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen, aus denen eine Liebe sprach, ein glückseliges Entzücken, die wie Licht und Wärme über ihn einströmten. „Ich habe nicht gedacht, Dich so zu finden, Sohn —“ ihre Stimme bebte vor tiefinnerlichem Jubel — „nicht so, wie ich Dich finde. Ich möchte Dir nicht Schande bringen, Babel.“

Nun faßte er ihre Hand: „Kommt, kommt, und noch einmal: Grüß Euch Gott.“ Er führte sie ins Haus und sah, daß sie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte, als sie es betrat. „Seht Euch, Mutter,“ sagte er; „ich hab Euch viel zu sagen, viel Trauriges. . .“

Sie war seiner Aufforderung gefolgt, sah sich bewegt und staunend in der Stube um und sprach: „Was Du mir sagen willst, weiß ich im voraus: daß ich hier nicht bleiben kann. Es ist mir nicht traurig — eine Freude nur, daß ich Dich so gefunden habe, wie Du bist, wie ich Dich sehe. . . Wie wäre es mir in den Sinn gekommen, Sohn, daß ich Dir beschwerlich fallen will, und wie Du geschrieben hast: Ich bau ein Häuschen für Euch, da habe ich gedacht: Babel und Gott segne jeden Ziegel in Deinen Mauern. Babel bauer aber für Dich — nicht für mich.“

„Warum habt Ihr so gedacht?“

„Weil Du mich hier nicht brauchen kannst,“ antwortete sie ruhig ohne einen Schatten eines Vorwurfs. Er aber murmelte:

„Was meint Ihr?“

„Wenn Dich in den vielen Jahren Dein Herz an die Mutter gemahnt hätte,“ fuhr sie in ihrer Gelassenheit fort, „hättest Du Dich manchmal nach ihr umgeschaut. Du hast es nie getan, und darum bin ich auch nur gekommen, weil ich es nicht mehr ausgehalten habe, Dich nicht zu sehen, und gehe wieder, heute noch.“

„Wohin? Ihr könnt doch nicht ins Gefängnis zurück?“

„Das nicht; aber in unser Spital, wo ich Krankenwärterin bin.“

„So, Mutter, so? Seit wann?“

„Seit ein paar Monaten schon.“

„Das muß was Schweres sein, Krankenwärterin bei den schlechtesten Leuten.“

„Schwer und leicht; die ärgsten werden oft die besten, wenn sie einen brauchen. . . und schwer oder leicht, was liegt daran? Ich hab dort einmal mein Heim; ich bin zufrieden. O lieber Gott, mehr als zufrieden —“ und wieder umfakten ihre strahlenden Blicke den Sohn mit unergründlicher Liebe. „Mehr als zufrieden, weil ich Dich jetzt gesehen habe, so stark, so brav, so gesund. . . Und mein zweites Kind, das sie dem lieben Herrgott geschenkt haben, das ich nicht sehen darf — Milada. . .“ Babel stöhnte — „ist sie schon eine kleine Klosterfrau?“

„Nein, Mutter.“

„Nein?“ Sie erbehte bei dem gramvollen Ton seiner Worte. „Nein“, murmelte sie mit trockenen Lippen und stockendem Atem, „noch nicht würdig befunden worden dieser höchsten Gnade.“

„O Mutter,“ rief Babel, „wie redet Ihr? — nicht würdig? Sie war eine Heilige. . . Das ist das Traurige, das ich Euch gleich habe sagen wollen — Milada ist tot.“

„Tot. . .“ Zweifelnd, dumpf und gedehnt sprach sie es ihm nach und schrie plötzlich: „Nein, Nein!“

„Seit drei Tagen, Mutter.“

Sie sank zurück, erdrückt von der Wucht eines Schmerzes, der mächtiger war als sie. — Allmählich erst kam wieder Leben in ihre Glieder, und ihre Starre wich dem Ausdruck

wehmütiger Begeisterung: „Ich glaube Dir, Sohn, ich glaube Dir. Sie war eine Heilige, und jetzt ist sie im Himmel, und dort werde ich sie finden, wenn es dem Herrn gefallen wird, mich abzurufen.“

„Mutter,“ entgegnete Pabel zögernd, „hofft Ihr denn, daß Ihr in den Himmel kommen werdet?“

„Ob ich es hoffe? — Ich weiß es! — Gott ist gerecht.“

„Barmherzig . . . Sagt Ihr nicht barmherzig?“

Seine Mutter richtete sich auf: „Ich sage gerecht,“ sprach sie mit einer erhabenen Zuversicht, vor der alle seine Zweifel versanken, die einen Glauben an dieses arme, versenkte Weib in ihm entzündete, so fest, stark und beseligend, wie nur je ein Glaube an das Höchste und Herrlichste. Er trat näher, sein Mund öffnete sich; sie erhob bittend die Hände: „Frag mich nicht mehr, ich kann Dir nicht antworten . . . Die Frau hat am Altar geschworen, ihrem Mann untertänig zu sein und treu . . . Dafür wird er unserm Herrgott dereinst Rechenschaft über sie ablegen müssen. Mög ihm der ewige Richter gnädig sein. — So bete ich, und so sollst auch Du beten und schweigen und nicht fragen.“

„Nein,“ beteuerte er, „nein — und ich frage ja nicht. Ich bitte Euch nur, daß Ihr es von selbst aussprecht, daß Ihr keinen Teil habt am Verbrechen des Vaters . . . Erbarmet Euch meiner und sprecht es aus . . .“

Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre Lippen: „Pabel, Pabel, das tut mir sehr weh . . . Es hat mir ja oft einen Stich ins Herz gegeben: Wer weiß, was die Kinder denken? — Ich hab mich immer davon losgemacht wie von einer Eingebung des Bösen . . . Das war mein Irrtum.“ Sie hob das Haupt, ein ernster und edler Stolz malte sich in ihren Zügen. „Ich hätte Dir nicht über die Schwelle treten sollen, bevor ich zu Dir gesagt hätte: Ich bin unschuldig verurteilt worden, Sohn.“

Da brach er aus: „Barmherziger Gott, wie schlecht war ich gegen Euch!“

„Mache Dich nicht an,“ versetzte sie mit unerschütterlicher Ruhe, „Du warst so jung, als ich Dich verlassen mußte. Du hast mich nicht gekannt.“

„Mutter,“ konnte er nur sagen, „Mutter“ . . . und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoß, umschlang sie und wußte, daß er jetzt seinen besten Reichtum, sein kostbarstes und teuerstes in seinen Armen hielt. „Bleibt bei mir, liebe Mutter,“ rief er. „Ich werde meine Hände unter Eure Füße legen, ich werde Euch alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir.“

Und sie, verkörperte Angeichts, einen Himmel in der Brust, beugte sich über ihn, preßte die schmale Wange in seine Haare, küßte seinen Nacken, seine Schläfen, seine Stirn: „Ich weiß nicht, ob ich darf,“ sagte sie.

„Der Leute wegen?“

„Der Leute wegen.“

Da sah er zu ihr empor: „Was habt Ihr eben gesagt? — Die Aergsten werden oft die Besten, wenn sie einen brauchen. Nun, liebe Mutter, das müßt doch kurios zugehen, wenn man zwei Menschen, wie wir sind, nicht manchmal brauchen sollte, Ihr bleibt bei mir, liebe Mutter!“

(Nachdruck verboten.)

Ein eiskalter Tropf.

Von Fritz Dressel (München).

Es ist lange her. Zu jener Zeit wars, als die laute Menge noch nicht so in die Berge drängte. Damals gehörte die Hochjagd zwischen den wildzerklüfteten, kahlen, wettergrauen Felschrofen der Hörnergruppe dem Herzog von Breida. Nicht nur zur Jagdzeit kam der Herzog in das kleine Forsthaus, das wirklich aus der Felsenherausgrühte — er war beinahe das ganze Jahr über in seinen geliebten Bergen und fast noch mehr ein verständiger Heger, denn ein passionierter Jäger.

Aus diesem Grunde war er auch scharf hinter den Tirolern her, von denen man sagte, daß sie in seinem Bezirk wildern gingen und hatte ohne jede Assistenten schon gar manchem eins auf den Pelz gebrannt, Schuldigen und Unschuldigen. Einer aber, dem man Wildfrevler zuschrieb, ohne es ihm nachweisen zu können, kam ihm immer wieder aus: das war der Berghofer Wasfl.

Der trieb sich Tage und Nächte zwischen den Steinwällen herum, sollte terrain- und wechselfundig sein wie wenige, krazeln und schießen können wie keiner. Der Herzog hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, kannte trotzdem genau seinen Steadbrief und sieberte ordentlich danach, ihn einmal in flagranti zu erwischen. Seit der Juni mit warmen Tagen und hellen, linden Nächten in

die Berge eingezogen war, wurden im Revier wieder verdächtige Spuren bemerkt. Lange bevor die Sonne über das breite Joch blinzelte, stieg der Herzog mit seinem Jäger ins Gewände ein. Gerebet wurde nichts.

Lautilos durchqueren sie die Hochregion. Ab und zu suchen sie mit dem Fernglas die Hänge ab und erkennen völlig vertraut äsene Gemsen, die behaglich ziehen. Also kein Wilderer in der Nähe . . . Plötzlich aber gibt der Herzog dem Förster ein Zeichen. Es steinelt . . . Seitlich der Brallwand kommt eine Gemse, ein starres Stück, tief herab und scheint den Wechsel hinauf nicht mehr zu finden. Sie sichert umher — der Gamsgrind taucht hinter der Wand unter, erscheint wieder. Mit einem Male wird sie rogelig . . . Aha! Gefahr im Verzug . . . Schon pfeift das Leittier warnend. Der Herzog ist schrecklich aufgeregt . . .

Obgleich der Jäger weiß, daß sogleich das ganze Kubel hochmachen wird und er den Missetäter nicht mehr erwischt, tut er seinem Jagdherrn doch den Gefallen und packt die Felsnase schön stad an. Die Hoheit bleibt allein, lugt weiter aus und gewährt auf schwindelnder Höhe eine Gestalt mit der Büchse. Die schweren Schritte des Berwegenen hindern ihn nicht, über das teilweise nachrutschende Geröll geradezu zu schweben . . . Jetzt taucht der Kerl in eine Runse, verliert sich im Laitschengestrüpp, wird wieder sichtbar, scheint einen Moment die Richtung mit sich zu beraten, sichert eine Weile in die Runde und der Herzog muß zitternd zuschauen, wie ihm der Wilderer, der hier in seinen Gründen pirscht, immer unerreichbarer wird . . .

Fallsenscharf beobachtet er weiter durch den Naturschirm der Laitschen, ob der Kerl nicht etwa die Böschung heraufkommt, wenn er den Förster da drüben wittert. Weiß Gott! Da fragelt er empor . . . Oben am Felsenbände äsen Gemsen mit spielenden Rippen. Frech und durchaus jagdberechtigt nähert er sich. Gierig funkeln seine Augen beim Anblick des Wildes. Der Herzog hebt vor Mut und Rastgier. Er weiß, wen er vor sich hat: den Berghofer Wasfl. Wie der Lump den Lauf richtet und anbaden will, schreit er: „Halt . . .!“

Sofort steht der andere still und — — dreht dem Herzog den Rücken. Es hilft dem hohen Herrn nichts, daß er ihn mit den beleidigendsten Worten traktiert. Der Loder steht wie ein Baum.

Was ist da zu machen? In den Rücken schießen darf er ihn nicht. Vortreten und sich in ein Handgemenge einlassen — dazu ist ihm sein Leben zu lieb. Er wartet verblüfft und überlegt. Aber er wartet zu lange. Schon hat der Terraintkundige Rettung erspäht. Ein Todsprung auf die Felsplatte, ein kurzes Drehen auf dem Gestein und — er ist um die Gratede verschwunden. Gleich darauf tuschts! Sein letzter Gruß . . .

Der Herzog schickt dem Ueberkühnen einen kräftigen Kernfluch und einen fürchtbaren Radeschwur nach. Das ist alles, was er noch kann . . .

Tage vergehen. Unermüdllich sucht der Herzog mit seinem Förster das Revier ab. Manchmal gehts über weichen Almboden und liebliche Schluchten — meistens aber durch graufige Hochwaldwälder, über steile Firnen. An berichtigter Stelle liegt er wieder auf der Lauer und wieder will es der Zufall, daß der begleitende Jäger von ihm entfernt ist, — zwar nur auf Hörweite, aber doch eben entfernt.

Schon sinkt die Sonne und umfängt mit ihren letzten violetten Strahlen die Faden und Galben. Da — ein Schuß aus nächster Nähe . . . Geduckt kriecht Seine Hoheit aus den Laitschen hervor und lugt um die Felsnase . . . Dort kniet der Kerl, hat die Hendaärmel aufgestülpt und ist mit dem Ausbrechen eines kapitalen Jochennders sorglos beschäftigt, als sei er der Jagdherr . . . Mutig und majestätisch tritt der Herzog aus dem Gestrüpp. Das Gewehr schußfertig an die Hüfte haltend, ruft er mit Donnerstimme: „Halt, Wildddieb! Nicht gerührt . . .! Du bist mein Arrestant!“ Ohne sich im geringsten stören zu lassen, hebt der Angekufene den Kopf mit dem — natürlich falschen — mächtigen Vollbarte nur ganz leicht in die Höhe.

„Preßierst?“ fragt er led. „Wär' doch sündschad, wenn i mei Arbeit net fertig machen kunnt' . . .“ Und geschäftig neigt er sich nieder zu der königlichen Beute.

„Hund verdammter“, schreit der Herzog außer sich. „Stehst net gleich auf? Ruhig vor mir hergehn tußt, sonst bist des Todes . . . Sollst g'sagt haben, wir Jäger könnten nicht schießen. Ich steh' dafür, daß ich dich nicht fehle . . .“

Der Wildddieb richtet sich auf den Knien empor und deutet boshaft lächelnd mit dem Daumen über seine Schulter zur Sandreihe hinauf. Seelenruhig sagt er:

„Gibt di net . . . I wills schon glauben, daß du gut schießen kannst. Aber die da droben könnens noch besser . . .“

Der Herzog wird blaß, wie er da oben zwei Schützen im Anschlag liegen sieht, — die Mündungen ihrer Büchsen auf ihn gerichtet . . .

Der Wildddieb lacht behaglich: „Gast g'meint, der Berghofer Wasfl is so dummt? Jez bist stad. Jez is die Reih' an mir, du!“ Und mit unheimlich flackernden Augen fährt er fort: „Dahn in Ruh' und net g'rührt . . . Jez bist du mein Arrestant . . . du gehst pfeilgrad, als wär nix passiert und wenn dein Jager, der grad auffihatscht, zu dir stößt, dann tußt dein Gut runter und grüßt mi, als ob i ein Spezi von dir wär'. Hast mich verstanden . . .? Anders is's um dich g'seht . . .“

Der Jagdherr starrte den eiskalten Tropf wie gebannt an. So viel Unverfrorenheit und Kaltblütigkeit ist ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. . . Er sah ein, da gab es keinen andern Ausweg, also tat er knirschend, wie ihm befohlen war. Zum Glück fand der Förster nicht hexari, sondern verfolgte eine andere Spur. Da brauchte er doch nicht Zeuge seiner Blamage zu sein . . .

Einen Vorteil aber hatte die Begegnung mit dem „ausgeschämten“ Wilderer doch. Der Lump mied von nun an des Herzogs Jagdrevier und wechselte mit seinen frechen Lüsten und lieblerischen Kumpanen über die Grenze, dort sein Unwesen zu treiben. Nur noch ein einziges Mal hat ihn der hohe Herr angetroffen — am Jahrmarktstag wars, in Schlerzbach.

Am Ausgang der Felschlucht, wo die Heerstraßen zusammenlaufen, hatte man Buden und Zelte aufgeschlagen, in denen man alles fand, was man in Haus und Wirtschaft braucht. Da die Bauern alle Neuanfassungen bis auf diesen Tag ausgepart hatten, kauften sie nun wieder ein: häuerliche Geräte, Werkzeug, Kleiderschmud. Feilschend und marktend gingen die Weiber umher, prüfend und wählend die Männer. Drüben fuhren die Kinder Karussell, unter der Linde stellten sich die Paare zum Tanze auf.

Nachdem der Herzog einige Zeit interessiert beim „Hosenlupfen“ zugeschaut hatte, wobei die Burschen die sehnige Kraft ihrer Arme erprobten, suchte er den Schießstand auf. Da beobachtete er einen Schützen, der die plump gemalte, zur Zielscheibe diende Gemse immer aufs Blatt traf. Der Herzog nahm ihn schärfer aufs Korn und obgleich gut gekleidet, wohlgepflegt und bartlos erkannte sein scharfes Jägerauge den Berghofer Wasil dennoch. Der schien den Blick zu fühlen und drehte sich jäh um. Aug in Aug stand er zum ersten Male seit jenem Abend dem Jagdherrn gegenüber, den er so unverschämt um seine besten Stücke gebracht hatte, ruhig hielt er den drohenden Blad aus. Dem Herzog stieg die Rornröte ins Gesicht.

„Warum grüßt du mich nicht, Bursche?“ rief er ihn an. „I kenn' Euch ja net“, antwortete der Wasil lakonisch. „So? Du kennst mich nicht? Dann will ich dir sagen, wer ich bin . . .“, brauste der hohe Herr auf. Im letzten Moment sah er aber doch von der Erneuerung einer Bekanntschaft ab, die ihm einmal eine solch schmählige Niederlage bereitet hatte und sagte etwas anderes, als er anfangs gewollt:

„Ich bin der Herzog von Breda . . .“
„Sofo,“ nickte der Wasil gleichgültig, „dann schau 'S nur, daß Sie die schöne Stellung net verlieren . . .“
Sprachs und verlor sich, seine Pfeife schmauchend, ohne Gruß gemächlich im Gedränge.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Sommersaat und -Pflanzung im Gemüsegarten.

Bis vor kurzem hat Prieckle noch auf die berühmten Wetterregeln des alten Schäfers Thomas Stein und Wein geschworen, auf die Professoren und insbesondere auf die modernen Wetterkundigen aus Falbs Schule gibt er dagegen nichts, denn gegen die Akademiker hat er ein Vorurteil. Aber was so ein alter Schäfer sagt, das muß eintreffen. So hatte Prieckle denn bis dahin seine ganz besondere Gartenmethode. Bei abnehmendem Mond wurde nichts gesät und nichts gepflanzt, nicht mal ein Wurmmittel durften dann seine Kinder einnehmen, sondern nur bei zunehmendem Mond, denn dann mußte die Sache nach Schäfer Thomas Erfolg haben. Wehe dem, der nach Johanni (24. Juni) bei ihm noch Spargel stechen wollte, der wurde angefaucht, daß er das Wiederkommen vergaß. Wenn es sich um Saaten und Pflanzungen frosteempfindlicher Gewächse handelte, dann mußte man nach Prieckle warten, bis die drei gefürchteten Eisheiligen Mamertus, Pancratius und Servatius wieder abmarschiert waren, dann gibt es nämlich keinen Nachtfrost mehr. Denn in den berühmten „Wacnerregeln und Kostagen“ heißt es: „Servaz muß vorüber sein, Willst vor Nachtfrost sicher sein.“ Und am Abend des 13. Mai war Servaz wirklich vorüber, aber in der Nacht vom 20. zum 21. Mai kam noch ein böser Nachtfrost, was Prieckle so stützig machte, daß er die berühmten Schriften vom alten Schäfer Thomas in den Ofen warf, den er zur fraglichen Zeit wieder anheizen mußte. Als er Sonntag, den 21. Mai, früh in seinen Garten kam, konnte er sich den Schaden ansehen. Kartoffelkraut, Gurken und Bohnen waren erfroren, die Triebspitzen seines einzigen Walnußbaumes auch, ja sogar daneben noch die Triebe der edlen Neben an seiner Laube, mit diesen auch die Gescheine, d. h. die Blütenknospen, und damit ist in unserem Klima, wie man so zu sagen pflegt, die Aussicht auf einen guten Herbst gleichfalls unter den Nullpunkt herabgesunken. Einige Tage später konnte Prieckle sogar an seinen freistehenden Johannisbeeren eine Verfärbung der unreifen Beeren von Grün zu Weiß feststellen, wonach sie abfielen, was er ganz richtig auf den fraglichen Nachtfrost zurückführte. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, deshalb stellt sich Prieckle heute auf meinen Standpunkt. Er sagt jetzt, es ist alles schon dagewesen und es kann alles wiederkommen, ohne Rücksicht auf den Kalender und die Kalendermacher.

Erst zu Pfingsten ist die Zeit gekommen, zu der wir, menschlicher Voraussicht nach, durchaus gegen Nachtfrost gesichert sind. Bis zu Pfingsten aber kann man Weintrauben, Pfirsiche usw. nicht unter Decke halten, andererseits aber auch nicht mit der Anpflanzung frosteempfindlicher Gemüse warten. Hat man Feinobst an Lauben und Spalieren, so hält man sich Padleinen bereit, um es, wenn Spätfröste zu befürchten sind, abends über die Spaliere zu spannen und morgens wieder fortzunehmen. Sind solche Obstarten und andere empfindliche Pflanzen von einem Spätfröste getroffen worden, so läßt sich dessen Wirkung abschwächen, mitunter auch aufheben, wenn man sie am frühen Morgen, noch bevor die Sonne die Pflanzen bescheint, leicht mit kaltem Wasser überbraust. Einen guten Frostschutz für zartes Gemüse, wie Tomaten-, Gurken- und Kürbispflanzen, sowie Bohnen, bilden leere Blumentöpfe von entsprechender Größe. Steht Frost in Aussicht, so bedekt man abends jede Pflanze mit solchem Topf, den man am Morgen des nächsten Tages, sobald sich die Luft erwärmt hat, wieder abnimmt. In Frankreich ist ein vorzügliches, einfaches Verfahren der Frühgemüsefultur unter Glasgloden üblich. Es sind hohe Glasgloden von tonischer Form, die dort fabrikmäßig hergestellt werden. Bevor ein für diese Glasglodenkultur bestimmtes Beet bepflanzt wird, stellt man zwei Reihen Glasgloden darüber, die es in der Breite bedecken; nun werden die Gloden wieder abgehoben. Die jetzt durch diese Gloden im lockeren Boden markierten Ringe zeigen die vom Glas bedeckten kreisförmigen Räume an. In jeden solchen Raum pflanzt man nun eine Gurke, eine Tomate, drei Pflanzen Kopfsalat, oder man legt ein Büschel Bohnen, dann werden die Gloden wieder aufgesetzt, so daß alles unter Glas steht. Erst bei andauernd milder Witterung werden die Glasgloden fortgenommen. Dieses Verfahren ist ganz dazu geeignet, auch unter unseren klimatischen Verhältnissen dem Liebhaber einen früheren und sicheren Ertrag zu gewährleisten.

Wo Kürbisse, Gurken und Bohnen durch den letzten Nachtfrost vernichtet wurden, da sind jetzt möglichst rasch Ersatzsaaten auszuführen. Zur Anpflanzung von Tomaten ist jetzt die beste Zeit. Selbstanzucht aus Samen ist für den gewöhnlichen Liebhaber, der kein Mistbeet besitzt, ausgeschlossen, denn die Pflanzen kämen viel zu spät, um noch reife Früchte zu bringen. Am besten laßt man sich zwei oder drei Topfpflanzen einer recht frühen Tomatensorte und pflanzt sie da aus, wo die volle Sonne möglichst während des ganzen Tages einwirken kann. Von Pflanze zu Pflanze muß man 1 Meter Abstand rechnen. An jede Pflanze steckt man einen Bambusstab, der über dem Boden mindestens meterhoch sein muß. Die zwei oder drei Stäbe für zwei oder drei Pflanzen verbindet man mit zwei Querstäben, die 50 Zentimeter auseinanderstehen sollen. So entsteht ein Spalier, dem die Pflanzen anzuhängen sind; die Stämme an die senkrechten Stäbe, die Seitentriebe an die Querstäbe. Man läßt jeder Pflanze neben dem Hauptstamm höchstens vier Seitentriebe, die mit fortschreitendem Wachstum immer wieder angeheftet werden müssen. Sind im Hochsommer eine Anzahl Früchte in der Ausbildung begriffen, so verhindert man das Weiterblühen und Weiterwachsen, indem man allen Trieben die Köpfe nimmt, um einerseits weiteren Fruchtansatz, der doch nicht mehr zur Reife gelangen würde, zu verhindern, und andererseits eine möglichst vollkommene Ausbildung der vorhandenen Früchte zu erzielen. Reichliche Bewässerung und flüssige Düngung sind erforderlich.

Es werden jetzt im Gemüsegarten durch Übernten immer wieder neue Beete frei. In einem gut bewirtschafteten Gemüsegarten soll aber sozusagen während des ganzen Jahres kein Beet leerstehen, deshalb werden leere Beete nach Bedarf gedüngt, danach sofort tief gegraben und erneut bepflanzt. An heißen Sommertagen pflanzt man am besten gegen Abend und gießt danach tüchtig an, ohne die Pflänzchen erst welken zu lassen. Für diese Pflanzungen kommen jetzt in erster Linie Grünkohl und Rosenkohl in Frage, die aber schon nach Mitte des Monats nicht mehr gepflanzt werden sollen, ferner Kohlrabi, Wirzjüng- und auch noch Blumenkohl. Man merke sich aber wohl, daß man zu solchen Spätpflanzungen nicht späte Sorten, sondern nur allerfrüheste verwenden darf, da sie kurzlebiger sind, sich also vor Eintritt des Winters noch gut ausbilden können. Spätsorten müssen früh, im März, April gepflanzt werden, ebenso die Frühsorten für die erste Ernte.

Mit dem Spinat ist es jetzt auch vorüber, da er an heißen Tagen keine nennenswerte Blattentwicklung mehr entfaltet, sondern rasch in Samen geht und damit für die Küche wertlos wird. Ein richtiger Sommerspinat ist nur der sogenannte neuseeländische, von dem wenige Pflanzen für einen ganzen Haushalt genügen. Einen guten Ersatz für den Spinat haben wir aber im Sauerampfer, der bei uns auf Wiesen und Triften wild wächst, aber auch eine angenehme Gartenpflanze ist. Man kann ihn jederzeit entweder pflanzen oder gleich dahin säen, wo er bleiben soll. Am besten eignet er sich zu Einfassungen im Gemüsegarten. Die jetzt in der Entwicklung begriffenen Blüentriebe werden ausgeknitten; sie sind ebenso wie die Blätter, die einen würzigen sauer und süßen Spinat liefern, ein gutes Kaninchenfutter. Für die Küche schneidet man die Blätter nach Bedarf. Es gibt Leute, die kein Kaninchenfleisch essen wollen, weil es zu süßlich schmeckt. Der süßliche Geschmack des Fleisches ist aber nur eine Folge des wüchigen Futters (Salat, Kohlblätter, Kartoffelschalen, Rüben usw.). Von Dachhasen will ich hier nicht reden, die habe ich meines Wissens noch

Kleines feuilleton.

nicht gekostet, aber zwischen Feldhasen und Waldhasen besteht auch ein Unterschied, trotzdem beide der gleichen Art angehören. Der im Felde lebende Hase mähtet sich an Gras, Kohl und Rüben, der im Walde lebende frisst die dort häufigen witzigen Kräuter, und deshalb hat sein Fleisch ein so feines Aroma. Dieses Aroma läßt sich auch beim Kaninchen erzielen, wenn man als Beifutter reichlich Küchenkräuter gibt, wie Dill, Esdragon, Thymian, Sauerampfer und anderes.

Wie der Spinat, so schießt jetzt auch der Kopfsalat. Es gibt zwar Sorten wie den „Tropfopf“, denen man nachrühmt, daß sie auch bei heißem Wetter lange geschlossen bleiben, aber ihr Widerstand ist nicht groß. Aus diesem Grunde stellt man jetzt auch weitere Saaten und Pflanzungen von Kopfsalat ein. An Stelle des Kopfsalates tritt im Sommer die Endivie, und zwar zunächst die Sommerendivie, später dann die Winterendivie. Die erstere bildet von selbst festschließende Köpfe, die aber auch beizeiten verbraucht werden müssen, sonst schießen sie. Die letztere ist der durch feingekrauste Blätter ausgezeichnete Salat, der sich rosettenartig flach über den Boden ausbreitet. Sind die Rosetten gut entwickelt, so werden sie zusammengebunden. Dadurch bleichen die inneren, dem Lichte entzogenen Blätter. In diesem gebleichten Zustand bilden sie einen prächtigen, gelbgefärbten Herbst- und Winterjafat. Für den Winterbedarf müssen die Köpfe mit den Wurzeln im Keller eingeschlagen werden. Winterendivien werden jetzt gepflanzt.

Auch für manche rübenartige Gewächse ist jetzt Saat- und Pflanzzeit. Für den Winterbedarf sät man noch frühe Karotten, für den Herbstbedarf Herbstrettiche, während die eigentlichen Winterrettiche nicht vor Mitte Juli gesät werden dürfen. Auch Herbstrüben werden gesät. Die kleinste, sogleich aber auch feinste davon ist das Teltower Rübchen; es ist nichts anderes als eine Miniaturform der köbigen Runkelrübe und gedeiht am besten im leichten Boden. Die Rübchen aus unserem märkischen Sandboden sind die feinsten; auf Leh- und Moorboden entartet die Pflanze.

Oft macht der Kolonist die Erfahrung, daß Rüben aller Art und Kohlgewächse bei ihm nicht gedeihen wollen. Die Rüben sind von Miniermaden angegangen, die sich bis in das Mark einfrassen und sie entwerten. Am häufigsten sind diese Maden an Radieschen, namentlich an spät gesäten, die übrigens an heißen Tagen auch rasch pelzig werden und nur im Frühling gut gedeihen. Wo diese Maden an Rüben auftreten, muß man einige Jahre auf deren Anbau verzichten. Noch schlimmer sind die Maden an den Wurzeln der Kohlgewächse, Nematoden genannt. Ich beobachte in vielen Gärten Wirsing- und Kopfkohl, sowie Blumenkohl, die heute noch anscheinend gesund, morgen well und tot sind. Dies Sterben geht erschreckend rasch durch ganze Pflanzenreihen. Die wellen Pflanzen steden nur noch lose im Boden. Zieht man sie heraus, so macht man die Beobachtung, daß sie aller Seitenwurzeln bar sind. An der Hauptwurzel findet man dagegen die dicken weißen Maden, die den Tod der Pflanze verursachen. Ein noch schlimmeres Uebel ist die Kropfkrankheit des Kohls, durch die sich riesige Geschwülste an der Hauptwurzel bilden. Wo eine dieser Krankheiten auftritt, muß man möglichst 4—5 Jahre auf den Anbau von Rüben und Kohl verzichten, denn erst dann ist anzunehmen, daß die Krankheitserreger im Boden abgestorben sind. Häufiger Kohlanbau auf den gleichen Beeten leistet diesen Krankheiten Vorschub. Also Wechselwirtschaft!

Die Schädlingsplage ist in diesem Jahre furchtbar, teils als Folge der unermittelten Wetterstürze, teils wegen der Trockenheit. Wösartige Blattläuse haben sich besonders auf Apfelbäumen, Pflaumen und Pfirsichen zu Tausenden und aber Tausenden vermehrt. Sie hemmen das ganze Wachstum. Die befallenen Blätter kümmern, kräufeln und schlagen sich nach außen zusammen, so gewissermaßen Röhren und Höhlen bildend, in denen die Schädlinge dicht gehäuft sitzen. Von weit und breit kommen die Leute zu Briehle, um von ihm zu hören, was gegen diese Schmaroker zu tun sei. Briehle zuckt aber die Achseln und sagt: „Ja weck es och nich!“ Einige kräftige Regengüsse werden die Plage vermindern. Alle insektentötenden Sprühmittel sind diesen Läusen gegenwärtig wirkungslos, weil sie eben in den zusammengewollten Blättern sitzen und deshalb von der Sprühflüssigkeit nicht getroffen werden. Aber vorbeugen kann man. Die Läuse überwintern nicht, aber ihre Eier, die sie vor Eintritt des Winters am Holze ablegen. Wenn man im April alle in diesem Jahre befallenen Bäume gründlich mit einer kräftigen Nilotinlösung bespritzt, so tötet man die Winterreier ab. Ein wirkungsvolles Sprühmittel hierfür ist folgendes: 1 Kilogramm Tabakextrakt mit 8—9 Proz. Nilotingehalt (in den Samenhandlungen erhältlich) und ¼ Kilogramm grüne Seife, sogenannte Schmierseife, werden in 99 Liter Wasser gelöst. Mit dieser Flüssigkeit wird gespritzt. Bei geringem Bedarf nimmt man nur die Hälfte oder ein Viertel der angegebenen Extrakt-, Seifen- und Wassermenge. Extrakt und Seife löst man zunächst in kochendem Wasser, dann erst gießt man die fehlende Menge kalten Wassers nach.

Was uns jetzt not tut, das sind gründliche Landregen. Früher fürchtete Briehle den Siebenschläfer (27. Juni), denn wenn's da regnet, regnet es nach Schäfer Thomas sieben Wochen lang alle Tage, und „regnet es an Peter Paul, wird des Winters Ernte faul“. Aber, wie bereits oben gesagt, Briehle glaubt nicht mehr an diesen Schnad, ein tüchtiger Regen soll ihm jetzt an jedem Tage zur rechten Zeit kommen, je früher, je besser. Hd.

Die Säuglingssterblichkeit in 20 europäischen Großstädten. Im Jahre 1908 starben von 100 Neugeborenen im ersten Lebensjahre in Amsterdam 8,0, Paris 9,4, London 10,2, Mailand 12,4, Birmingham 12,6, Manchester 12,8, Glasgow 12,8, Dresden 13,3, Rom 13,4, Hamburg 13,8, Liverpool 14,1, Neapel 14,2, Berlin 14,6, Budapest 16,2, Wien 16,4, Leipzig 17,2, München 19,2, Breslau 20,7, Petersburg 25,0, Moskau 32,6. Die ganze Scheußlichkeit des Jaxinismus offenbart sich auch in den Zahlen der Säuglingssterblichkeit: in Petersburg stirbt ein Viertel aller Neugeborenen im ersten Lebensjahre, in Moskau gar ein Drittel! Einzelne Städte des Preußenreiches kommen aber ihren östlicheren Schwestern in Rußland bedenklich nahe.

Physiologisches.

Neue Forschungen über die Sprachentwicklung des Kindes. Interessante Forschungen über die geistige Entwicklung des Kindes hat der Breslauer Psychologe W. Stern in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ veröffentlicht, denen wir folgende, auch die Laienwelt interessierende Tatsachen entnehmen: Jede Entwicklung, auch die seelische, ist Zunahme, Wachstum. Wie das Kind an Körpergröße und Schwere zunimmt, so auch an Inhalt und geistiger Leistungsfähigkeit. Und zwar wächst nicht nur ständig die Menge und Verschiedenartigkeit der Vorstellungen, sondern zugleich auch die Fähigkeit, sie zur Einheit eines gedanklichen Zusammenhanges zu verknüpfen. Es wächst die Mannigfaltigkeit der Interessen, zugleich aber auch die Möglichkeit, sie miteinander in Beziehung zu setzen und ihre Betätigungen zu ordnen und zu systematisieren. Steigerung zeigt ferner auch die geistige Arbeitsgröße sowohl darin, daß das Kind immer schwereren Aufgaben gewachsen ist, wie auch darin, daß das Verhältnis von Leistungsmenge zu der bei der Arbeit aufgewandten Kraft und Zeit ein immer günstigeres wird. Es wächst ständig die Ausdehnung des Auffassungs- und Betätigungsgebietes sowohl räumlich wie zeitlich. Das geistige Wachstum kann sogar gemessen werden. Zu solchen Meßmethoden aus der Epoche des ersten Kindesalters gehören vor allem die Wortschatzählungen. So betrug z. B. bei der ältesten Tochter des Prof. Stern die Zahl der sinnvoll gesprochenen Wörter:

| | |
|---------------------------------|-----|
| Im Alter von 1 Jahr 3 Monaten = | 8 |
| „ „ „ 1 „ 6 „ = | 44 |
| „ „ „ 1 „ 8 „ = | 118 |
| „ „ „ 1 „ 11 „ = | 275 |

Ferner war es möglich, bei demselben Kinde die fortschreitende Eroberung der Zeit mittels der Erinnerung in eine Formel zu fassen: Die Erinnerungsfähigkeit des Kindes erstreckte sich im zweiten Lebensjahre über Tage, im dritten über Wochen, im vierten über Monate.

Selbstverständlich kann erst durch Wiederholung entsprechender Aufnahmen bei vielen anderen Kindern festgestellt werden, inwieweit in solchen geistigen Wachstumsverhältnissen Regelmäßigkeiten obwalten.

Interessant sind auch die von Stern gemachten Feststellungen über das Tempo des Entwicklungsfortschritts. Wenn im allgemeinen auch für die geistige Entwicklung der Satz gilt, daß die Natur keine Sprünge macht, daß also alles durch ständige Uebergänge verbunden ist, muß man sich doch aber hüten, diesen stetigen Prozeß sich als ein Dahingleiten in gleichförmigem Tempo zu denken. Vielmehr vollzieht sich alle geistige Entwicklung in einem ständigen Wechsel von Schnell und Langsam, sie ist rhythmisiert, verläuft also gewissermaßen in Wellenform. Mag es sich um das Sprechen- und Lauflernen, mag es sich um das Erwachen eines neuen Interesses oder eines bisher mangelnden Verständnisses handeln, immer wieder steht der Beobachter überrascht vor der relativen Plöblichkeit, mit der sich das Neue herausarbeitet aus einer scheinbaren Stillstandsepöche oder ganz unbedeutenden Anfängen. Noch verhältnismäßig kurzer Zeit läßt dann wieder das rapide Entwicklungstempo nach, um vor einem einer ruhigeren zu weichen. Diese scheinbaren Störungen in der geistigen Entwicklung bedeuten natürlich keinen geistigen Stillstand, sondern dienen nur der Ansammlung, Aufspeicherung und inneren Verarbeitung von Kräften und Eindrücken. Schließlich wird dann der hierdurch geschaffene innere Spannungszustand so groß, daß er sich in Betätigung (Wachstum) umseht. Ein Beispiel aus der Sprachentwicklung des Sohnes von Prof. Stern mag das illustrieren: Der Knabe hatte im fünften Vierteljahr schon einen kleinen Wortschatz von etwa 15 Worten und konnte sogar schon einige kleine Sätze bilden. Darauf erfolgte aber eine Stauung. Mehrere Monate lang nahm sein Sprachschatz nur um einige wenige Worte zu, obgleich sein Verständnis für das von den Eltern Gesprochene stark ausgebildet war. Erst nach Vollendung des zweiten Jahres trat der Umschwung ein, und zwar nun überraschend schnell. Binnen einem Monat wurden mehr als 50 neue Worte verzeichnet. B.